Schmutz, Hans-Konrad (Hrsg.): **Phantastische Lebensräume, Phantome und Phantasmen**. Aufsätze des Zürcher Symposions der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften vom 10. und 11. Oktober 1996. Marburg/Lahn, Basiliken-Presse, 1997. 255 S. Ill. SFr. 36.–. ISBN 3-925347-45-3.

In erfrischender Weise gelingt es dem Tagungsband *Phantastische Lebensräume, Phantome und Phantasmen*, Wissenschaft und Amusement zu kombinieren. Als Organisator einer Konferenz zum eher bizarr anmutenden Thema der Phantasiegebilde innerhalb der Wissenschaftsgeschichte motivierte der Herausgeber Wissenschaftler unterschiedlichster Fachbereiche, eine Vielzahl von Sichtweisen aus der gewaltigen Zeitspanne von der Antike bis in die modernste Zeit vorzustellen.

Véronique Dasen widmet sich den Sagengestalten der klassischen Antike, die sich durch mehrfaches Vorhandensein einzelner Körperteile auszeichneten. Vom ausgehenden Mittelalter bis zur Barockzeit verfolgt *Peter Wegmann* die künstlerische Darstellung gefürchteter Fabeltiere in entlegenen Lebensräumen. Das Aufeinanderprallen eines auf Naturbetrachtung beruhenden Erkenntnisinteresses mit einem von magisch-religiösen Vorstellungen geprägten Weltbild in der Frühen Neuzeit kommt in mehreren Artikeln zur Sprache. *Andrea Carlino* beschäftigt sich mit der Sinngebung von «Monstern» im 16. Jahrhundert, die in der medizinischen Literatur einerseits als übernatürliche Wunder, andererseits als krankhafte Abweichung von einer anatomischen Norm beschrieben wurden. Dass zwischen Magie und Wissenschaft im damaligen Naturverständnis oftmals fließende Übergänge bestanden, erläutert *Urs Gantenbein* anhand der phantastischen Lebewesen in Conrad Gessners *Tierkunde*. Entsprechend befanden sich Drachen, Basiliken und Tatzelwürmer, wie *Cornelius Steckner* dokumentiert, als Lehr- und Forschungsobjekte in naturhistorischen Realienkabinetten. Auch in der Mikroskopiegeschichte spielte sich gemäss *Renato Mazzolini* eine Kontroverse zwischen der instrumentellen Erweiterung der Sehfähigkeit und deren Abwertung als dumme Spielerei ab. *Karl Guthke* erörtert die nach der kopernikanischen Wende aufkommenden Vorstellungen extraterrestrischer Welten und legt überzeugend dar, dass Bilder von Unbekanntem hauptsächlich die Wahrnehmung des Bekannten widerspiegeln. Mit den kartographischen Spuren von Paradiesvorstellungen im 18. und frühen 19. Jahrhundert beschäftigt sich *Nicolaas Rupke*. *Hans-Konrad Schmutz* erwähnt Abbildungen von «Hundsköpfern» und «Waldmenschen», denen er aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit Affen einen Stellenwert in der frühen Primatologie beimisst. Die nahen Verwandten des Menschen stehen auch bei *Armin Geus* im Zentrum, der über Kreuzungsexperimente zwischen männlichen Vertretern «niederer» Menschenrassen und weiblichen Affen im 19. und frühen 20. Jahrhundert berichtet. Dem Konstrukt des «Homunculus» zur topographischen Repräsentation motorischer und sensorischer Körperregionen in der Hirnrinde wendet sich *Mario Wiesendanger* zu. *Beat Rüttimann* gibt einen Einblick in die Welt der Andersgearteten, ein medizinisches Gruselkabinett zwischen abstossender Wirklichkeit und furchterregender Phantasie, das von Wundergeburten, Wolfskindern, Untoten, zum Leben erweckten Kunstmenschen und Missgestalten im Schatten der Normalität bevölkert wird.

Der Schatten der Normalität lag lange Zeit auch auf den phantastischen Seiten der Wissenschaftsgeschichte, die nicht so ganz in ein lineares Fortschrittskonzept

passen wollen. Zu ihrer Beleuchtung hat das vorliegende Werk einen wichtigen Beitrag geleistet.

Iris Ritzmann, Stuttgart

Schnalke, Thomas; Wiesemann, Claudia (Hrsg.): **Die Grenzen des Anderen. Medizingeschichte aus postmoderner Perspektive.** Köln etc., Böhlau, 1998. 170 S. DM 35.—. ISBN 3-412-10497-3.

Lassen Sie sich nicht abschrecken! Diese Empfehlung möchte ich jedem an Medizin- und Sozialgeschichte interessierten Leser geben, der aufgrund des Titels und eines Blicks ins Vorwort eine Sammlung theoretischer Abhandlungen erwartet und das Buch zur Seite legt. Es handelt sich nämlich um eines der ertragreichsten und leserefreundlichsten Erzeugnisse, die in letzter Zeit zum Thema Arzt-Patient-Beziehung des 18. und 19. Jahrhunderts erschienen sind. Zugegeben: Der Titel ist problematisch. Vor allem müsste, wenn der Modebegriff *postmodern* in die Medizingeschichte Einzug halten soll, zuerst einmal geklärt werden, was damit gemeint ist. Doch statt einer klaren Definition folgt die pauschale Behauptung eines Identitätsverlustes und einer Legitimationskrise in den Naturwissenschaften sowie eine oberflächliche Skizzierung aktueller geschichtsphilosophischer Strömungen.

Abgesehen vom Vorwort und einem eher bescheidenen Beitrag über den Aussenseiter John Brown enthält der Band vier sprachlich und inhaltlich brillante Artikel, die sich quellenkritisch und erfreulich undogmatisch mit dem nicht eben eindeutigen Thema «Die Grenzen des Anderen» auseinandersetzen, wobei das «Andere» in jedem Artikel in eine andere Gestalt schlüpft. *Francisca Loetz* kritisiert die bisher erfolgte Darstellung der Arzt-Patient-Beziehung im 18. Jahrhundert. Es gelingt ihr, die bisherigen Erklärungsmodelle für die bescheidene Inanspruchnahme ärztlicher Hilfe in der Bevölkerung, die hohe Kosten, eine geringe Ärztedichte, die soziokulturelle Distanz zwischen Arzt und Patient oder den Unterschied zwischen Volks- und akademisch orientierter Medizin betonten, zu relativieren und die Zufriedenheit des Kranken mit dem konsultierten Therapeuten als entscheidendes Kriterium darzulegen. *Michael Stolberg* geht auf die Abgrenzung der «Volksmedizin» von der akademischen Medizin ein. Er belegt, dass die als «magisch» oder «abergläubisch» abgewertete Volksmedizin fließende Übergänge zur akademischen Medizin aufwies, und plädiert für eine neue Definition des Begriffes Volksmedizin. *Sabine Sander* widmet sich den Frauen in der medizinischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Sie unterteilt die immense Materialsammlung nicht nur in verschiedene Literaturgattungen, sondern untersucht sie auch nach inhaltlichen Kriterien und ihrer Verbreitung. Differenziert unterzieht sie die philanthropische Selbstbeschreibung der medizinischen Aufklärer einer gründlichen Quellenkritik und rührt damit an ein zentrales Dogma der Medizingeschichtsschreibung. Trotz zahlreicher quantitativer Recherchen behält der Artikel durchweg einen glänzend lesbaren Stil. *Thomas Schnalke* widmet sich der Analyse des privaten Arztbriefes und zeigt, wie ein sorgfältiger Umgang mit den Quellen zu neuen Thesen in der Medizingeschichte verhelfen kann. Der Brief bildete nicht nur die Grundlage zahlreicher, bisher wenig erforschter «Arbeitsbündnisse» unter Ärzten, er könnte, so Schnalke, auch